

Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?

Herausgegeben von Norbert Frei



Jena Center

Geschichte des 20. Jahrhunderts
20th Century History

Wallstein

Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?

Vorträge und Kolloquien
Band 22



Jena Center

Geschichte des 20. Jahrhunderts
20th Century History

Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?

Herausgegeben von
Norbert Frei

Wallstein Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag GmbH 2018

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon und der Univers

Umschlaggestaltung: Steffen Röder, Berlin.

ISBN (Print) 978-3-8353-3088-7

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4145-6

Inhalt

| | |
|---|---|
| NORBERT FREI | |
| Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus? _____ | 9 |

I. BÜRGER IN DER KRISE.

HOFFNUNGEN UND BEFÜRCHTUNGEN 1930-1934

| | |
|---|----|
| MANFRED GAILUS | |
| Führer-Erwartungen im Protestantismus _____ | 20 |

| | |
|--|----|
| KERSTIN THIELER | |
| Radikale Studenten, herausgeforderte Professoren _____ | 37 |

| | |
|-----------------------------|----|
| MARK ROSEMAN | |
| Jews on the Defensive _____ | 53 |

| | |
|--|----|
| ERIC KURLANDER | |
| Liberalism between Retreat and Accommodation _____ | 63 |

| | |
|---------------------|----|
| THOMAS GROSSBÖLTING | |
| Kommentar _____ | 78 |

| | |
|------------------|----|
| DISKUSSION _____ | 86 |
|------------------|----|

II. BÜRGER IN BRAUN.

SELBSTVERWANDLUNGEN UND ZUMUTUNGEN 1934-1939

| | |
|-----------------------------------|-----|
| DIETMAR SÜSS | |
| Arbeit, Leistung, Bürgertum _____ | 100 |

| | |
|---|-----|
| FRANKA MAUBACH | |
| Bürgerliche Frauen und NS-Geschlechterpolitik _____ | 116 |

| | | |
|---|--|-----|
| CORNELIA RAUH | | |
| Das Eigentum der Anderen _____ | | 127 |
| TOBIAS FREIMÜLLER | | |
| Bürgertum, Rasse und Eugenik _____ | | 144 |
| HELEN ROCHE | | |
| Schulische Erziehung und Entbürgerlichung _____ | | 154 |
| DAVID ABRAHAM | | |
| Kommentar _____ | | 173 |
| DISKUSSION _____ | | 179 |

III. BÜRGER IM KRIEG.

VERLUSTERFAHRUNGEN UND BEHARRUNGSKRÄFTE

| | | |
|---|--|-----|
| FELIX RÖMER | | |
| Bürgerlichkeit, Militär, Gewaltkultur _____ | | 192 |
| MORITZ FÖLLMER | | |
| Hochkultur im Krieg _____ | | 206 |
| RANDALL HANSEN | | |
| How Bourgeois was the Resistance? _____ | | 222 |
| BENJAMIN LAHUSEN | | |
| Klassenjustiz und Heimatfront _____ | | 243 |
| UTE DANIEL | | |
| Kommentar _____ | | 261 |
| DISKUSSION _____ | | 267 |

**IV. BÜRGERTUM DANACH.
SELBST- UND UMDEUTUNGEN SEIT 1945**

| | |
|--|-----|
| TIM SCHANETZKY Albert Vögler _____ | 286 |
| CHRISTINE FRIEDERICH Inge Aicher-Scholl _____ | 305 |
| KRISTINA MEYER Carlo Schmid _____ | 317 |
| BENJAMIN ZIEMANN Martin Niemöller _____ | 334 |
| MAIK TÄNDLER Giselher Wirsing _____ | 351 |
| CHRISTINA MORINA Kommentar _____ | 369 |
| ABSCHLUSSDISKUSSION _____ | 377 |
| | |
| Dank _____ | 397 |
| Literatur _____ | 398 |
| Abkürzungen _____ | 430 |
| Autoren und Diskutanten _____ | 431 |
| Namenverzeichnis _____ | 434 |

Norbert Frei

Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?

Die individuelle Herkunft, die kulturellen Vorlieben oder der private Habitus der Spitzen des Dritten Reiches – das ist es nicht, worauf die Frage dieses Bandes zielt. Es geht nicht um Joseph Goebbels' verdruckste Begeisterung für Emil Nolde, um Hermann Görings Tennisspiel mit Haarnetz oder um des »Führers« Wagner-Kult, obgleich all dies in den vielen Jahrzehnten der hinter uns liegenden NS-Forschung irgendwann einmal Gegenstand der Betrachtung gewesen ist. Die hier interessierende Frage lautet nicht: Wie bürgerlich waren die Nationalsozialisten? Sondern wir fragen: Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus? Aber auch das klingt in den Ohren vieler Zeitgenossen offenbar immer noch überraschend genug – sei es, weil sich sofort der Zweifel einstellt, dass sich dazu etwas Sinnvolles sagen ließe, sei es, weil man die Frage ohnehin für eine rhetorische hält.

Angesichts einer nun bald zwei Jahrzehnte währenden, also keineswegs mehr wirklich neuen »neuen Debatte« um die »Volksgemeinschaft« staunt man allerdings, wie diese Forschungen ohne eine genauere Erörterung der Frage auskommen konnten, wie eigentlich diese »Volksgemeinschaft« zusammengesetzt war und wer in ihr den Ton angab. Denn das ist doch der Eindruck, den die nun offenbar abklingende Debatte hinterlässt: Sie ging zunächst noch einmal darum, ob – und wenn ja, in welcher Hinsicht – es diese »Volksgemeinschaft« überhaupt gegeben hat; Michael Wildt ging es dann auch darum, ob sich diese »Volksgemeinschaft«, zumal gegenüber den Juden, selbst zur Gewalt ermächtigt hat oder nicht¹. Aber kaum ging es in all diesen Jahren um ihre soziale Komposition. Anders gesagt: Noch immer nicht hinreichend ausgeleuchtet sind die Binnenstrukturen der deutschen Gesellschaft des Dritten Reiches².

Nun ließe sich natürlich einwenden: Wie sozialdemokratisch oder gar wie kommunistisch der Nationalsozialismus war, das wird man kaum fragen müssen angesichts von Terror und Unterdrückung, von Widerstand und Anpassung. Und auch dass die Bauern, obgleich ideologisch umschmeichelt wie sonst nur die »Arbeiter der Stirn« und die »Arbeiter der Faust«, im Dritten Reich keine nachdrückliche Wirkungsmacht entfalteten, ist evident. Aber wie bürgerlich der Nationalsozialismus war – sprich: wie sich das Bürgertum in seinen unterschiedlichen Ausprägungen und Facetten im Dritten Reich zurecht- und wiederfand, wie es seine Interessen und Überzeugungen wahrte oder aufgab, wie und wo es sich anverwandelte, einfügte und vielleicht sogar widerstand –, das wäre doch wichtig zu wissen.

Gewiss, fragt man nach dem spezifisch Bürgerlichen, nach Bürgertum und Bürgerlichkeit, so hat das seine Tücken: Kann man die junge Sekretärin, die in der Weltwirtschaftskrise ihre Anstellung verloren hatte, mit dem kleinen Familienunternehmer in einem Atemzug nennen, dessen Betrieb damals gerade noch am Konkurs vorbeigeschrammt, aber seitdem nicht mehr richtig auf die Beine gekommen war? Wie soll man den dank eines soliden Immobilienbesitzes immer noch recht ordentlich dastehenden kleinstädtischen Rentier mit der großstädtischen Professorenfamilie vergleichen, die schon seit der Hyperinflation um ihr Anlagevermögen gebracht war? Immerhin, es waren im Zweifel *bürgerliche* Hoffnungen und Erwartungen, die diese Menschen an das neue Regime herantrugen.

Die eben noch so hippe Volksgemeinschafts-Forschung hat sich dafür wenig interessiert, auch wenn sich nun der eine oder die andere – fast möchte man sagen: endlich – der guten alten, jetzt natürlich kulturalistisch gewendeten Gesellschaftsgeschichte zu erinnern scheint. Viel zu sehr und viel zu lange hat man die Frage nach der Realität beziehungsweise der Illusion der »Volksgemeinschaft« als eine pauschale Frage an »die Deutschen« verhandelt³ – so, als ob am 30. Januar 1933

alle politischen Gegenentwürfe ausgelöscht und alle Elemente sozialer und ökonomischer Distinktion fortan dem Untergang geweiht gewesen wären. Bekanntlich war das gerade nicht der Fall – jedenfalls nicht, sofern sich das bürgerliche Distinktionsbegehren halbwegs ideologisch korrekt und innerhalb des neuen rassistischen Referenzrahmens artikulierte.

Der Bürger Theodor Heuss

Der Blick auf Theodor Heuss, dieses Prachtexemplar südwestdeutsch-liberaler Bürgerlichkeit – so jedenfalls haben ihn die Nachkriegsdeutschen gerne wahrgenommen –, mag in diesem Kontext erste Anregungen bieten, zumal angesichts von nicht weniger als drei neuen Heuss-Biographien, die seit 2011 im Jahrestakt erschienen sind: aus der Feder von Ernst Wolfgang Becker, von Peter Merseburger und zuletzt von Joachim Radkau⁴. Studiert man alle drei, erhält man doch eine ziemlich dichte Antwort auf die Frage, wie der leidenschaftliche Journalist und spätere Bundespräsident durch das Dritte Reich gekommen ist.

Mit einem Buch über *Hitlers Weg* hatte sich Heuss im Dezember 1931 kräftig exponiert. Nicht, dass die – so der Untertitel – »historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus« die Fähigkeiten des »Führers« gänzlich in Abrede gestellt oder dessen offenkundige Popularität geleugnet hätte: Im Gegenteil, Heuss' Analyse, rasch niedergeschrieben und alles andere als frei von Widersprüchen, aber die erste ihrer Art⁵, lässt sogar eine gewisse Bewunderung, ja Sympathie für das Jugendlich-Robuste der NS-Bewegung erkennen.

Das Buch ist gespickt mit ironischen Distanzierungen und kühnen historischen Vergleichen, die ja auch später noch zu Heuss' gefürchteten bildungsbürgerlichen Leidenschaften zählten. Gleichzeitig hielt er es nicht für undenkbar – und so argumentierten damals nicht wenige Kritiker –, dass man die NSDAP in den Parlamenten gewissermaßen entradikalisieren könnte. Andererseits glaubte Heuss zu wissen, dass die

Nationalsozialisten den parlamentarischen Betrieb »stören, wenn es möglich ist, zerstören«⁶ wollten. Nicht zuletzt deshalb ließ der Liberale, der seit 1930, nach zweijähriger Pause, für die DDP beziehungsweise die Deutsche Staatspartei wieder im Reichstag saß, keinen Zweifel an seinem negativen Gesamturteil.

Mehr als alles andere stieß ihn Hitlers Antisemitismus ab⁷. Heuss' Verachtung für den Blut- und Rassenwahn vertrug sich aber durchaus mit seinem *Soupçon* gegenüber dem »entwurzelte(n) jüdische(n) Literatentum«⁸, das er vor allem in der *Weltbühne* erblickte. Dass er wegen *Hitlers Weg* im Frühjahr 1933 mit publizistischen Konkurrenten wie Tucholsky und Ossietzky auf denselben schwarzen Listen stand, das war Heuss damals und blieb ihm zeitlebens zuwider⁹.

Dem Ermächtigungsgesetz hatten Heuss und seine vier Kollegen von der Staatspartei bekanntlich zugestimmt – Heuss am Ende wohl weniger aus Fraktionszwang oder aus Angst vor den Braunhemden in der Krolloper denn aufgrund seiner tiefverwurzelten etatistischen Disposition¹⁰. Es war, in den Worten seines Biographen Ernst Wolfgang Becker, »die Beschwörung von Staatsautorität, Führertum, Volksgemeinschaft und Nation, die relativistische Demokratieeinstellung sowie die zunehmende Kritik an Parlaments- und Parteienherrschaft«, die bei Heuss – wie bei so vielen von Grund auf bürgerlichen Zeitgenossen – die Grenzen gegenüber dem Nationalsozialismus »verflüssigten« und schließlich »systemsprengend« wirkten¹¹.

Die Tatsache, dass Deutschland jetzt einen »Führer« hatte, ließ dieses Bürgertum nicht nur politisch auf eine Wende zum Besseren hoffen, sondern auch auf Möglichkeiten der Einflussnahme und des Arrangements. Für Heuss ging es ganz konkret um die Frage seiner beruflichen Zukunft, denn seit der Aberkennung seines Reichstagsmandats im Juli 1933 war seine wirtschaftliche Existenz aufs Äußerste bedroht. Eine Tätigkeit als politischer Journalist schien fürs Erste kaum denkbar, und so war die Selbstbezeichnung »Tagesschriftstel-

ler« ganz aufschlussreich, mit der sich der knapp Fünfzigjährige nun beim Reichsverband Deutscher Schriftsteller registrieren ließ: Sie war Indiz für die Mischung aus Vorsicht und Selbstbewusstsein, mit der sich der Bürger Heuss im Dritten Reich fortan zu bewegen suchte – und durchzukommen verstand. Ein paar Monate später, nachdem er Goebbels' Schriftleitergesetz öffentlich gewürdigt hatte, beantragte er mit Erfolg seine Aufnahme in die obligatorische Schriftleiterliste; der Status ermöglichte es Heuss, noch bis in den Herbst 1936 als Redakteur der vormals im Sinne von Friedrich Naumann national-sozialen, nun auf »positive Kritik« abonnierten Nischenzeitschrift *Die Hilfe* zu fungieren¹².

Dass Heuss daneben und danach unverfängliche Feuilletons schrieb, unter anderem für die *Frankfurter Zeitung* und gegen gutes Geld ein paar Mal sogar für Goebbels' Wochenblatt *Das Reich*, sei der Vollständigkeit halber erwähnt; je länger das Regime währte, desto mehr verlegte er sich aufs Bücherschreiben. Während seine Frau Elly Heuss-Knapp als freie Werbetexterin reüssierte, verfasste der ehemalige Dozent an der Berliner Hochschule für Politik biographische Auftragswerke über ihm bekannte Persönlichkeiten aus der Welt des Bürgertums, angefangen von Friedrich Naumann über Hans Poelzig, Anton Dohrn, Justus von Liebig bis zu Robert Bosch. Solchem Schaffen antinazistische Absichten beizumessen, wie das nach 1945 natürlich versucht worden ist, wäre eine hoffnungslose Überzeichnung. Es ging nicht darum, in – wie Heuss vielleicht gesagt haben würde – »bösen Zeiten« bürgerliche Werte demonstrativ hochzuhalten oder diese gar als Antidot zur »Volksgemeinschaft« zu propagieren; es ging um die schiefe Sicherung der privaten bürgerlichen Existenz.

Spätestens ab diesem Punkt ist Theodor Heuss nicht mehr typisch für das Bürgertum im Dritten Reich. Und noch viel weniger typisch war – nebenbei gesagt, aber man wird es einen unwahrscheinlichen Glücksfall nennen müssen – der protokollarisch zweite Mann der frühen Bundesrepublik. Denn weder Heuss noch Adenauer stellten sich, anders als

die meisten Bildungsbürger, Wirtschaftsbürger und Staatsbeamten, in den Dienst des Regimes; sie wurden, im Unterschied zur übergroßen Mehrheit ihrer Standesgenossen, *nicht* Teil des politischen Projekts, als das man den Nationalsozialismus nun einmal verstehen muss¹³.

Funktionseleiten und NS-Projekt

Wenn dieses Projekt seit 1933 so rasch vorankam, dann eben doch vor allem, weil die Funktionseleiten funktionierten; weil die bürgerlichen Eliten sich engagierten – gerade auch jene, die eben noch geglaubt hatten, sie könnten sich Hitler engagieren. Insofern ergibt es wenig Sinn – aber das ist gewissermaßen die große Prüffrage dieses Bandes –, nach Residuen des Bürgerlichen und der Bürgerlichkeit im Nationalsozialismus zu suchen: nicht nur, weil das sehr schnell zurückführte zu jenen Selbstentschuldungsargumenten, die in den fünfziger und sechziger Jahren (und zum Teil noch darüber hinaus) auch in der Geschichtswissenschaft Akzeptanz gefunden haben – man denke nur, um im Tätigkeitsfeld eines Theodor Heuss zu bleiben, an das sogenannte »Schreiben zwischen den Zeilen«.

Eine solche Suche nach Residuen ginge vor allem deshalb fehl, weil sie einen prinzipiellen Gegensatz unterstellte zwischen Regime und Bürgertum; eine grundsätzliche Differenz, die womöglich im Kopf mancher Bürger existierte – etwa im Sinne des von Hans-Dieter Schäfer schon vor drei Jahrzehnten apostrophierten »gespaltenen Bewusstseins«¹⁴ –, die es in der realen Welt der Politik und Kriegführung des Dritten Reiches aber nicht gab.

Wonach wir fragen können, aber auch fragen müssen, ist das konkrete Agieren und Verhalten des Groß-, des Klein-, des Wirtschafts- und des Bildungsbürgertums – meinetwegen auch, um die schillernden Begriffe ein wenig zu erden, der bürgerlichen Klasse. Wir sollten nach ihren konkreten Interessen fragen, nach deren Wahrnehmung und Wahrung unter den Bedingungen der NS-Diktatur: sei es ganz zu Anfang

angesichts der Gleichschaltungspolitik und des Berufsbeamtengesetzes, sei es angesichts der forcierten »Arisierung« in den mittleren Jahren, sei es mit Blick auf uk-Stellungen und andere Privilegien während des Krieges. Dazu können freilich noch eine Reihe anderer Aspekte treten, darunter auch solche, die man als »Entbürgerlichung« – also auch als Selbstaufgabe – begreifen kann.

Joachim Radkau hat in seiner ebenso flotten wie eindringlich-erhellenden Biographie konstatiert, dass »zwischen Heuss' und Hitlers Deutschland keine scharfe Grenze« bestand. Im Umkreis von Theodor Heuss fanden sich deshalb neben Männern des Widerstands auffallend viele, die Radkau »Übergangsgestalten« nennt¹⁵. Einer davon war Heuss' alter Parteifreund Werner Stephan. Als Leiter des Referats Inlandspresse im Goebbels-Ministerium bis 1945 hielt Stephan die Hand über Heuss – wie nach 1945 Heuss über Stephan, so dass dieser 1953 Pressereferent der DFG und zwei Jahre später Bundesgeschäftsführer der Freien Demokraten werden konnte.

Wem Heuss bürgerlichen »Anstand« attestierte, wer also, um das geflügelte Nachkriegswort zu zitieren, das freilich auch schon Himmler einzusetzen gewusst hatte, *unter Hitler* »anständig geblieben« war, der konnte *nach Hitler* auf Heuss zählen. Das galt, wie ich vor mehr als zwei Jahrzehnten entdecken musste, sogar für einen in Nürnberg zum Tode verurteilten SS-Einsatzkommandoführer.

Martin Sandberger, so wird man sagen dürfen, hatte einfach einen viel zu richtigen bürgerlich-liberalen Familienhintergrund, in diesem Fall sogar noch einen württembergisch-altliberalen, als dass sich der Bundespräsident, wenn auch vorsichtig und sehr hinter den Kulissen, nicht für ihn eingesetzt hätte. Am 9. Mai 1958 gehörte Sandberger zu den Letzten, die das amerikanische War Criminal Prison No. 1, die Festung Landsberg, verlassen durften – da lag Heuss' letzte Fürsprache für Sandberger allerdings schon fast drei Jahre zurück¹⁶.

Apropos Martin Sandberger: Bis in die frühen dreißiger Jahre, das hat Carlo Schmid in seinem Einsatz für den Todeskandidaten damals hervorgehoben, hatte das Auftreten vieler der jungen »alten Kämpfer« der NSDAP, gar nicht zu reden von denen der SA, einen Zug ins Antibürgerliche. Für junge Akademiker, ergo für die Bürgersöhne, lag gerade darin ein Stück der Attraktivität der Bewegung.

Dem deutsch-amerikanischen Historiker Hermann Beck erscheint dieser antibürgerliche Gestus sträflich unterbelichtet, und in einem sehr langen Aufsatz hat er soeben auch den Grund dafür ausgemacht: die angebliche Deutungsmacht der 68er, die ihre eigene Antibürgerlichkeit ungern mit jener der Nazis verglichen sehen wollten¹⁷. Einmal ganz abgesehen davon, dass einer der profiliertesten unter den deutschen 68er-Zeithistorikern seit einigen Jahren mit genau solchen Vergleichen geradezu kokettiert¹⁸, gibt es doch ein Faktum, das die Bedeutung dieser in der sogenannten Kampfzeit fraglos in Szene gesetzten Antibürgerlichkeit entscheidend relativiert: die Tatsache nämlich, dass es damit in dem Moment ziemlich vorbei war, in dem Hitler und die Seinen auch nur in die Nähe der politischen Macht kamen.

Bis dahin freilich hatte sich das deutsche Bürgertum, um Fritz Stern zu zitieren, schon in jenem »feinen Schweigen«¹⁹ geübt, das nach dem 30. Januar 1933 so geläufig werden sollte: zuerst, weil man sich den gerade begangenen Irrtum nicht eingestehen wollte, dann, weil man es nicht mehr konnte. Und wer wollte behaupten, dass es mit dem »feinen Schweigen« des Bürgertums nach den zwölf Hitler-Jahren schon zu Ende gewesen wäre? Gewiss, die »deutsche Katastrophe« wurde intensiver erörtert, als die Verdrängungsthese es nahezulegen scheint. Aber der Gestus des »feinen Schweigens« bestand fort – nun immerhin nicht mehr in erster Linie zum Nachteil der Opfer als vielmehr in der Absicht eines, mit Hermann Lübke gesprochen, »kommunikativen Beschweigens«²⁰ der eigenen Schuld.

War, was die fünfziger Jahre charakterisierte, deshalb wirklich eine »Rückkehr in die Bürgerlichkeit«²¹? Oder weist diese Vorstellung nicht doch in die falsche Richtung: Weil darüber vergessen geht, wie sehr das bürgerliche Deutschland selbst noch im Bombenkrieg bestrebt war, an den eigenen habituellen Gewohnheiten, Standards und Praktiken festzuhalten – und wie genau Hitler und Goebbels wussten, dass sie gut daran taten, diesem deutschen Bürgertum besser auch noch in der schneebedeckten Berliner Trümmerwüste des vorletzten Kriegswinters den Besuch eines Furtwängler-Konzerts zu ermöglichen²²?

Die Vorstellung einer vermeintlich erst wieder zu erringenden Bürgerlichkeit diente nach 1945 nicht zuletzt als ein Argument der Abstandsgewinnung. Es war ein sehr sachdienliches Argument, zugeschnitten auf die Bedürfnisse der frühen Bundesrepublik und naturgemäß obsolet in der DDR. Der ranghöchste, zugleich wohl auch der überzeugendste Vertreter dieses Arguments war Theodor Heuss.

_1 Wildt (2007a). _2 Das gilt auch nach Steber/Gotto (2014) und Steber/Gotto/Harvey/Föllmer/Longerich/Süß (2014). _3 Diesen Punkt hebt Föllmer hervor, in: ebenda, S. 453. _4 Becker (2011); Merseburger (2012); Radkau (2013). _5 Heuss' Darstellung erschien noch vor der Hitler-Biographie des kürzlich mit Aplomb wiederentdeckten Konrad Heiden; vgl. Aust (2016); davor schon Roth (2013). _6 Heuss (1932), S. 72. _7 Der Auseinandersetzung mit der »Rassenkunde« als der »Wissenschaft der Nationalsozialisten« widmete Heuss unter der Überschrift »Volk und Rasse« ein eigenes Kapitel: ebenda, S. 31-46. _8 Zit. nach Becker (2011), S. 76; vgl. auch Merseburger (2012), S. 332; Radkau (2013), S. 188. _9 Vgl. ebenda, S. 188. _10 Vgl. ebenda, S. 187. _11 Becker (2011), S. 72. _12 Ebenda, S. 73, 79-84. _13 In diesem Sinne Frei (2001b). _14 Schäfer, H. D. (2009). _15 Radkau (2013), S. 198. _16 Frei (1996), S. 298-301. _17 Beck (2016), S. 574. _18 Aly (2008). _19 Stern (1999a), S. 184 ff. _20 Lübke (1983). _21 Herbert (1995). _22 Das Foto ist abgedruckt bei Föllmer (2016), S. 214.

**I. Bürger in der Krise.
Hoffnungen und Befürchtungen 1930-1934**

Manfred Gailus

Führer-Erwartungen im Protestantismus

Sie waren zweifellos hochgespannt, die Führer-Erwartungen im protestantischen Bürgertum während der Weimarer Endzeitkrise – auch wenn sie nicht von vornherein und ausschließlich auf den einen politischen Führer, den radikal-nationalistischen (und zudem katholischen) Parteiführer aus München, gerichtet waren. Wilhelm Stapel (1882-1954), einflussreicher Publizist und scharfzüngiger Ideologe der »Konservativen Revolution« gegen die demokratische Weimarer Republik, entwarf in seiner 1932 erstmals erschienenen Schrift *Der christliche Staatsmann* die Konturen des antizipierten Führers der Deutschen noch wie folgt: »Der wahre Staatsmann vereinigt in sich Väterlichkeit, kriegerischen Geist und Charisma. Väterlich waltet er über dem seiner Hut anvertrauten Volke. Tapfer wehrt er alle Angriffe auf das Lebensrecht seines Volkes ab und, wenn sein Volk sich mehrt und wächst, schafft er ihm, indem er die kriegerischen Kräfte des Volkes sammelt, Raum zu leben. Gott aber segnet ihn mit Glück und Ruhm, so dass das Volk verehrungsvoll und vertrauend zu ihm aufblickt. So wägt der Staatsmann Krieg und Frieden in seiner Hand und hält Zwiesprache mit Gott. [...] Seine Siege und Niederlagen sind nicht menschliche Zufälle, sondern göttliche Schickungen. So ist der wahre Staatsmann Herrscher, Krieger und Priester zugleich.«¹

Stapel konkretisierte im weiteren Text seine Vision vom kommenden Führer und dessen Zielsetzung, ein neues europäisches »Imperium Teutonicum« aufzurichten: Frankreich mit seiner veralteten, toten Idee der Menschenrechte von 1789 habe längst den Anspruch auf europäische Führung verloren und werde durch sein Kolonialreich von unten her, durch die Masse brauner und schwarzer Völkerschaften »verniggert«. So werde das Nachbarland der Deutschen

durch sein Kolonialreich zur »Einbruchstelle des Nigger-tums in Europa« und sei schon deshalb unbrauchbar für die Aufgabe geworden, die europäischen Nationen zu führen. Träger des neuen Imperiums könne daher nur die deutsche Nation sein. »Sind wir die Vormacht«, so sinnierte Stapel weiter, »und ist der Deutsche, in welchem Land und Volk Europas auch immer, als der Erste anerkannt, so wird endlich Ordnung kommen in diesen zerrissenen Erdteil. Wir werden die andern Völker in ihrer Volkshaftigkeit nicht nur belassen, sondern wir werden ihr Volkstum pflegen, denn wir lieben die bunte Fülle des Eigenwüchsigen. Wir werden den andern Völkern ihre Grenzen nicht antasten, denn warum sollte das herrschende Volk eifersüchtig sein? Wir werden die Wirtschaft der andern Völker fördern, denn ihr Wohlergehen ist unsere Stärke. Eines aber fordern wir: das Imperium. Wo uns das Imperium nicht zugestanden wird, muss es errungen werden. Denn wir sind nicht andern ›gleich‹, sondern wir sind ›Deutsche‹.« Das erste Exemplar seines *Christlichen Staatsmannes*, so wird berichtet, habe Stapel im Jahr 1932 mit der Widmung »Dem Führer der Deutschen« an Hitler gesandt².

Von der »Konservativen Revolution« zum »nationalen Aufbruch«

Der Kirchenhistoriker Klaus Scholder zählt den promovierten Kunsthistoriker Stapel zu den einflussreichsten Protagonisten einer konservativ-völkischen »politischen Theologie« während der Weimarer Republik³. Nach dem Studium und der Promotion war er seit 1911 Redakteur der von Ferdinand Avenarius in Dresden herausgegebenen bildungsbürgerlichen Zeitschrift *Der Kunstwart*. Während des Ersten Weltkriegs radikalisierten sich Stapels national-völkische Auffassungen, was sich nicht zuletzt in seiner programmatischen Publikation von 1917 über *Volksbürgerliche Erziehung* widerspiegelt⁴. Nach seiner Trennung vom *Kunstwart* im gleichen Jahr etablierte sich der politische Publizist in christlich-konservativen und zugleich völkisch-nationalistischen Kreisen

Hamburgs im Umfeld des antisemitischen Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands (DHV) und der ihm zugehörigen Hanseatischen Verlagsanstalt⁵. Im Januar 1919 übernahm er die Schriftleitung der Zeitschrift *Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben*, die er zu einem mächtigen publizistischen Sprachrohr ausbaute, das mit einer Auflage von bis zu 5000 Exemplaren in das protestantische Bürgertum der Weimarer Republik hineinwirkte. Vergewenigt man sich maßgebliche Autoren des *Deutschen Volkstums*, die Stapel gezielt heranzog, so ergibt sich ein nahezu repräsentativer Querschnitt geistesverwandter Publizisten des konservativen, national-völkischen protestantischen Bürgertums vor 1933: Theologen wie Paul Althaus, Emanuel Hirsch und Wilhelm Stählin; Juristen wie (der Katholik) Carl Schmitt, Ernst Forsthoff und Ernst Rudolf Huber; Schriftsteller wie August Winnig, Erwin Guido Kolbenheyer, Hans Grimm und Ernst Jünger⁶. Stapel ließ sein Blatt in Werbeanzeigen als »die führende Kampfschrift des konservativ-revolutionären Nationalismus« anpreisen⁷.

Der 1933 installierte neue Reichskanzler entsprach sicherlich nicht genau den christlich inspirierten, stark romantisierend mittelalterlich geprägten Visionen Stapels von dem kommenden, imperialen neudeutschen »christlichen Kaiser«. Aber wie so viele protestantische Zeitgenossen fühlte er sich doch mitgerissen von der Dynamik des »nationalen Aufbruchs« des Jahres 1933 und bewies durch eine Vielzahl von Vorträgen, Artikeln und anderen Aktivitäten seine grundsätzliche Zustimmung zur »nationalsozialistischen Revolution«. Stapel genoss zu dieser Zeit im Bildungsbürgertum den Ruf eines »Referenzautor[s] eines [...] reflektierten, argumentativ kohärenten und somit gleichsam vorzeigbaren Antisemitismus« – bis hinein in moderatere Fraktionen der NSDAP⁸. Er bekannte sich zum totalen Machtanspruch der Nationalsozialisten und zum Führerprinzip. »Das Volk weiß nicht, was es will, es hat nur den Instinkt. Der Führer aber weiß, was das Volk will. Das macht ihn zum Führer. Sofern

er das Volk zwingt, zwingt er es zu seinem, des Volkes guten Willen, über bloße Launen und widersetzliche Stimmungen, die auch im Volke sind, hinweg.«⁹ Der NSDAP schloss er sich indessen nicht an, da er als Herausgeber des *Deutschen Volkstums* meinte parteipolitische Unabhängigkeit wahren zu müssen.

Seit Juli 1933 wirkte Stapel im Umkreis der »Glaubensbewegung Deutsche Christen« mit und unterstützte durch vielfache Partizipation deren Zielsetzungen, die alte Kirche in eine zentralisierte völkische Reichskirche unter Ausschluss der Christen jüdischer Herkunft umzuwandeln. Auch verband ihn zum nationalsozialistischen Reichsbischof Ludwig Müller ein freundschaftliches Nahverhältnis. Ebenso unterstützte er wenig später die nationalsozialistische Kirchenpolitik des 1935 installierten NS-Reichskirchenministers Hanns Kerrl, der im Auftrag Hitlers die im »Kirchenkampf« zerstrittenen Fraktionen der evangelischen Kirche befrieden sollte¹⁰. Gleichwohl geriet Stapel als ein völkischer Vorkämpfer einer älteren Generation der über Fünfzigjährigen, wie manche seiner Mitstreiter der »Konservativen Revolution« gegen Weimar, gegenüber einer jüngeren Generation fanatischer nationalsozialistischer »Glaubenskrieger« politisch mehr und mehr ins Abseits. Zahlreiche Konflikte Stapels während der späteren Regimejahre, etwa mit dem SS-Organ *Das Schwarze Korps* oder mit Alfred Rosenberg und dessen Adlatus Matthes Ziegler, zeugen davon¹¹. Stapel und mit ihm etliche seiner älteren völkischen Gesinnungsgenossen wie Hans Grimm und Erwin Guido Kolbenheyer gerieten in wachsende Isolation und verharrten in einem zunehmend verbitterten Zustand einer »Treue ohne jede Hoffnung«¹².

Ein weiterer Protagonist aus der oben erwähnten Reihe prominenter Publizisten in Stapels Zeitschrift *Deutsches Volkstum* war Emanuel Hirsch (1888-1972). Hirsch, Schüler des Berliner Kirchenhistorikers Karl Holl und später ein extrem völkisch-radikaler Repräsentant der sogenannten Luther-Renaissance, stand zeitlebens in engstem Briefwechsel

mit dem sechs Jahre älteren Stapel und blieb ihm über Jahrzehnte hinweg freundschaftlich verbunden. Geboren 1888 im brandenburgischen Bentwisch als Sohn eines evangelischen Pfarrers, absolvierte Hirsch von 1906 bis 1910 ein Studium der Theologie in Berlin und Bonn. Von 1912 bis 1914 war er Inspektor am Theologischen Stift in Göttingen. Nach seiner 1914 erfolgten Promotion zum Lic. theol. konnte er sich bereits ein Jahr später in Bonn habilitieren. Seine eigentliche Karriere als Hochschullehrer begann 1921 mit einer Professur für Kirchengeschichte in Göttingen, wo er schließlich 1935 auf einen Lehrstuhl für Systematische Theologie wechselte. Hirsch entwickelte sich zum »intellektuell brillantesten Vordenker einer genuin völkischen und politischen Theologie für bestimmte Milieus innerhalb der akademischen Luther-Renaissance und des norddeutschen bürgerlichen Nationalprotestantismus«¹³.

Hirschs definitive Hinwendung zu Hitler und seiner Bewegung erfolgte im Jahr 1932. Wie viele evangelische Theologen hatte er während der Weimarer Republik für längere Zeit der DNVP angehört und begann spätestens seit dem wahlpolitischen Durchbruch der NSDAP im September 1930, sich auf die neue dynamische Führerbewegung umzuorientieren. Auf lange Sicht fiel dieser politische Gesinnungswechsel bei Hirsch weit extremer aus als bei Stapel und den meisten anderen völkisch-konservativen Mitstreitern der älteren Generation. Anlässlich der Reichspräsidentenwahlen vom 13. März (1. Wahlgang) und 10. April 1932 (2. Wahlgang) gehörte Hirsch zu den Mitverfassern eines Wahlaufrufs Göttinger Professoren für Hitler: »In der ohne unser Zutun entstandenen Lage bleibt uns nichts anderes übrig, als alle Bedenken und Wünsche aufzuopfern und, um Deutschlands willen, um unsrer Kinder willen, den Mann [Hitler] zu wählen, der uns am 10. April als alleiniger Repräsentant deutschen Willens zum Widerstande sich anbietet. [...] Der Entschluss und das Opfer, die in unsrer Entscheidung liegen, fallen uns nicht leicht. Aber die Stunde ruft gebieterisch zum

Wagen auf.«¹⁴ Hirschs politische Übergänge erfolgten vor dem Hintergrund einer subjektiv höchst intensiv empfundenen Krisenerfahrung, die ihn zum Bruch mit dem traditionell staatsfixierten Obrigkeitsdenken der Konservativen bewog. »Volk«, »Führer« und »Bewegung« waren nun Fixpunkte seiner politischen Theologie. Zunächst noch zögerlich, seit dem 30. Januar 1933 mit wachsender Entschiedenheit, »identifizierte sich Hirsch mit dem ›Führer‹, den er als politischen Genius des deutschen Volkes vorbehaltlos und auch über 1945 hinaus anerkennt«¹⁵.

In einem knapp zehn Druckseiten umfassenden Aufsatz über den »verborgenen Suverän« – publiziert 1933 in *Glaube und Volk*, der Zeitschrift der »Christlich-deutschen Bewegung«, der Hirsch selbst angehörte – explizierte der Theologe seine politische Philosophie. Demnach sei »das Volk« oder »die Volkheit« – im Gegensatz zu allem demokratischen Kollektivbelieben der jetzt zufällig lebenden Individuen und im Gegensatz zu allen demokratischen Verfahrensweisen – »der verborgene und damit der wahre Suverän. Jedes Glied des Volks ist durch sein bestimmtes Sicheingliedern in das Volk gerufen an seiner Stelle und mit der ihm gegebenen Vollmacht, Deuter und Vollstrecker des Willens dieses verborgnen Suveräns zu sein und damit rechte Staatlichkeit mit zu erfüllen und zu gestalten. Jede wirkliche oder beanspruchte Gewalt im Staate muß nach dem Maßstabe des, das nach dem Willen des verborgnen Suveräns recht ist, geprüft und geurteilt werden in eigenem Gewissensentscheid, der sich selbst nach dem Maße seiner Vollmacht durch Gott begrenzen läßt, und danach muß dann im Ja des Vertrauens oder Nein der Abwehr gehandelt werden.« In der nationalsozialistischen »Führer-Bewegung«, so Hirschs politisches Credo, fände dieser verborgene »Suverän« seinen öffentlichen, charismatischen Repräsentanten¹⁶. Diesen um 1933 gefassten religiös-politischen Glauben erhielt Hirsch bis zum Ende des NS-Regimes aufrecht. Noch viele Jahre später, als sich der Zweite Weltkrieg bereits seinem Ende zuneigte, bekräftigte der Göt-

tinger Hochschullehrer im Briefwechsel mit Stapel: Hitler und die Partei seien Deutschland; wenn Hitler nicht mehr der bevollmächtigte Vertreter des verborgenen »Suveräns« sei, dann habe dieser kein Organ mehr in Deutschland und Deutschlands Geschichte und Volkstum seien am Ende¹⁷.

Aus der Fülle protestantischer Bildungsbürger sei noch ein dritter wirkungsmächtiger Repräsentant herausgegriffen: Bruno Doehring (1879-1961), seit 1914 an einflussreicher Stelle in Berlin amtierender Hof- und Domprediger. Geboren 1879 als Sohn eines Landwirts in Mohrungen (Ostpreußen), absolvierte der angehende Pfarrer ein Studium der Theologie in Halle, Berlin und Königsberg und trat seit 1906 erste Landpfarrerstellen an. 1912 avancierte er im Alter von nur 33 Jahren zum Studiendirektor am Predigerseminar in Wittenburg (Westpreußen). Zu Jahresbeginn 1914 erhielt der bis dahin unbekannte ostpreußische Landpfarrer den Ruf auf eine der begehrtesten Predigerstellen in Berlin. Während der Kriegsjahre trat der junge Theologe als tonangebender Weltkriegsprediger hervor, der vor zwei- bis dreitausend Hörern in der Zentralkirche der Hauptstadt sprach. Während der Weimarer Republik währte sich Doehring in der Rolle eines zweiten Luther, der meinte nun die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts vollenden zu müssen. Bereits 1924 predigte er mit großer Sympathie über die völkische Bewegung und berief sich auf die Tradition Adolf Stoeckers¹⁸.

In einer Predigt zur Eröffnung des Reichstags im Jahr 1925 las er den Parlamentariern in seiner derb-lutherischen Diktion die Leviten: Das größte Unglück der Deutschen sei derzeit, dass sie keine starken »Christusmenschen« mehr hervorbrächten, Männer vom Format des »Helden von Worms«. Führerlosigkeit, Ratlosigkeit, Hilflosigkeit – und die Feinde ringsum weideten sich am Niedergang der Deutschen. Was ihm vorschwebte, war die Vision eines »christlichen Staates«, einer neudeutschen, evangelisch-lutherischen Erziehungsdiktatur, die berufen sei, mit staatlichen Zwangsmitteln die eingerissene Säkularisierung aufzuhalten und

durch starke lutherische Führungsgestalten eine Rechristianisierung der Deutschen herbeizuführen. Und gewiss sah sich Doehring selbst an der Spitze einer solchen Elite christlicher Volkserzieher. Folgerichtig formulierte er seine Predigt vor den Abgeordneten des Weimarer Reichstags als Tribunal über die verhasste politische Ordnung: »Was gedenkt ihr zu tun angesichts der zum Himmel schreienden Scham- und Herzlosigkeit, mit der Vampire unserem sterbenden Volk das letzte Blut aus den Adern saugen? Was gedenkt ihr zu tun gegenüber jenem ekelhaften Geschmeiß, das sich zynisch genug in den offenen Wunden unserer Nation eingenistet hat und von Wucher und Betrug sich mästet, während Millionen in Not und Elend hinsiechen [...]? Im Namen Jesu Christi rufe ich euch auf, holt den Prügelstock hervor und nehmt ein Gesetz an, dass die Nichtswürdigsten aller Nichtswürdigen, die auf den Gräbern unserer gefallenen Brüder und Söhne ihre verruchten Orgien feiern und unser zerrüttetes Staatswesen um seine letzten paar Pfennige betrügen, öffentlich ausgepeitscht werden.«¹⁹

Domprediger auf der Kanzel der monumentalen Haupt- und Zentralkirche in Berlin; umtriebiger politischer Publizist im Lager der antirepublikanischen Rechtskräfte; zeitweilig von 1924 bis 1927 Vorsitzender des Evangelischen Bundes; im Jahr 1928 Gründer einer »Deutschen Reformationspartei«, die freilich kurzlebige Splitterpartei im rechten Parteienspektrum blieb; seit Herbst 1928 politisch aktiv an der Seite Alfred Hugenbergs in der DNVP und von 1930 bis 1933 Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen beziehungsweise für den »Christlich-sozialen Volksdienst« (1932) – der evangelische Fundamentalist bewegte sich auf zahlreichen Bühnen, um seine Ideen einer christlich-völkischen Politik durchzusetzen²⁰. Faktisch wirkte er eng zusammen mit Hugenberg im politischen Parteienwettbewerb mit der anschwelenden nationalsozialistischen Bewegung um die Führung des national-völkischen Lagers. Im Herbst 1932, als die NSDAP dem politischen Rivalen klar den Rang abgelaufen hatte und

eine nationalsozialistische Machtübernahme in Sichtweite lag, publizierte Doehring seine Vorbehalte gegenüber Hitler in einer kleinen Broschüre mit dem Titel *Die Fehlleitung der nationalen Bewegung durch Adolf Hitler*²¹.

Hitlers Weltanschauung erschien ihm nach kritischer Lektüre von *Mein Kampf* als zu materialistisch, zu eklektizistisch, letztlich als zu unchristlich. Er bekannte sich als Anhänger der »völkischen Idee«, aber die Position Hitlers müsse er ablehnen. Der NSDAP-Führer vergötze angebliche »rassische Urelemente«, während ihm für das eigentliche Wesen von Religion – trotz häufiger Berufung auf »Gott«, auf »Gottes Gnade« oder »Gottes Willen« – das Verständnis fehle. Hitler sei, formulierte der deutschnationale Pfarrer im Jahr 1932, »ein wirrer Kopf und keineswegs klare Seele«. Einen Großteil seines Erfolgs verdanke der NSDAP-Führer seiner mit »nahezu dämonischer Schläue« aufgezogenen Organisation und Propaganda. Ein »Geisteskampf von allerentscheidenster Bedeutung«, so proklamierte der Domprediger vollmundig, sei gegen Hitler zu führen, um den nationalen und guten Kern »der Bewegung« wieder von ihm zu lösen. Tiefster Grund seiner fehlgeleiteten Führung der nationalen Bewegung sei der Umstand, dass er die Fundamente seiner Weltanschauung nicht ins Göttliche, sondern ins Menschliche gelegt habe²².

»Zum deutschen Blut die Christusseele«

Der von Hitler begeisterten »Glaubensbewegung Deutsche Christen« – sie war bereits im Frühsommer 1932 von jüngeren NSDAP-Pfarrern begründet worden –, der in Berlin zeitweilig (1934/35) gut ein Drittel aller Gemeindepfarrer angehörten, schloss sich der bis zum Machtantritt Hitlers heftig politisierende christlich-völkische Pfarrer nicht an²³. Doch auch der Bekennenden Kirche stand Doehring fern. Der bis 1933 so vehement radikalnationalistisch agitierende Geistliche zog sich nach der »Machtergreifung« auf sein

Dompredigeramt zurück. Gegen Jahresende 1933 formulierte er in einer Predigt unter dem Titel »Christus und das Begehren des deutschen Herzens« eine Art Zwischenbilanz: Die Deutschen hätten nun einen ersten Schritt zu einer »neuen Volkwerdung« getan; und es gäbe genug Grund, allen zu danken, die daran mitgewirkt hätten. Es bedürfe jedoch weiterhin einer christlichen Läuterung des Neuaufbruchs, erst dann sei eine völlige Gesundung der deutschen Verhältnisse erreicht²⁴. Insgesamt erscheinen die Kanzelreden des vormals hochpolitischen Predigers von nun an stark entpolitisiert. Von dem noch 1932 proklamierten »Geisteskampf von allerentscheidendster Bedeutung« gegen Hitler war nur noch wenig zu spüren. Gleichwohl scheute Doehring nicht davor zurück, in seinem Sinne Anstößiges von der Kanzel aus anzuprangern. In seiner Dompredigt vom 7. Oktober 1934 über »Rasseglaube oder Christenglaube« wies er den Vormarsch der »Neuheiden«, wie er sich in neuen religiösen Gruppierungen wie der »Deutschen Glaubensbewegung« artikuliere, scharf zurück. Eine Distanzierung vom NS-Regime oder von den Deutschen Christen war das indes nicht. Vielmehr propagierte Doehring weiterhin dasjenige, was er bereits zu Weimarer Zeiten gepredigt hatte: Völkisch *und* christlich, das müsse die Fundierung des neuen Staates sein. In des Dompredigers eigenen Worten: »Zum deutschen Blut die Christusseele, das ist das Rezept, das allein uns Leben zu geben vermag.«²⁵ Der vormals so fanatisch politisierende, national-völkische Pfarrer wandelte sich zum eher unpolitischen und auch kirchenpolitisch neutralen Kanzelredner zwischen den Fronten des »Kirchenkampfes«²⁶.

Wilhelm Stapel, Emanuel Hirsch, Bruno Doehring – mit ihren völkisch-christlichen politischen Visionen repräsentieren der rechtsintellektuelle Publizist in Hamburg, der Göttinger Hochschullehrer und der prominente Berliner Domprediger Varianten von Führer-Erwartungen im protestantischen Bürgertum um 1933. »Krise« war zunächst das überragende, sie alle mit so vielen Gesinnungsgenossen einigende Wort